

Anton Bruckners letzte Christnacht in St. Florian

Anton Bruckner fuhr nach einer Besserung seines Befindens über Weihnachten nach St. Florian.

Hier wohnte der sonderbare alte Herr mit den übermitten, seine abgeehrte Gestalt schlotternd umgebenden Kleidern, den die Sängerknaben des Stiftes mit schauer Ehrfurcht ansahen, der Christbesucher im großen Musiksaal bei, stand an dem langen Gabentisch neben der mächtigen Weihnachtsstange und erinnerte sich seiner eigenen, lang entwichenen Kindheitstage in der Heimat.

Ebenso wie die Jungen da glücklich ihre Geschenke entgegennahm — er hatte für jeden von ihnen ein Geldtäschchen mitgebracht, in dem ein funkelndneuer Viertelsgulden blühte — harrete auch er oftmals im Stifte der Weihnachtsbesucher. Und dann enttauchte der Erinnerung das Bild der ersten Christnacht in St. Florian, im Schulhaus im Markt und nachher im hohen Dom.

Inzwischen hoben die Stiftsglocken ihren Weihnachtsgesang an. Dumpf und dröhnend und hell und singend, machtvoll erschallend und zu feierlichen Akkorden verschmelzend, verkündeten sie die Botschaft von der Erdenankunft des Erlösers.

Run gingen auch die Sängerknaben in die Kirche hinüber, und Meister Bruckner begab sich auf das Chord der großen Orgel. Dort verweilte er die ganze Weihnachtmette betend an der Chorbrüstung.

Eine seltsame Entrückung stieg ihn ein. Auch diesmal dünkte es ihm, als sehe er den Himmel offen, wie einstmal, da er als Knabe die erste Florianer Christnacht erlebt. Auch diesmal glaubte er das heilige Kind zu sehen. Es streckte wieder seine Händchen aus. Doch nicht mehr tröstend, segnend, sondern verlangend, rufend, einladend. . . . Verzückt verfolgte er die heilige Gebärde und ward indessen nicht gewahr, daß die Mette ihrem Ende zustrebte. Erst als unten beim Altar der letzte Lobgesang erkante, fand er sich in die Wirklichkeit zurück und trat an den Spieltisch.

Was dann folgte, war eine Improvisation von solcher Größe und Gewalt, wie man sie selbst von Anton Bruckner selten gehört hatte. Immer neue musikalische Gedanken schienen ihn zu bewegen, immer neue musikalische Bilder von eigenartiger Schönheit und Pracht entströmten dem königlichen Instrument, schler ohne Ende. Es dünkte, als könne sich der Meister von der geliebten Orgel nicht trennen. Endlich verließen die Anhörsigen, die lange wartend verblieben, langsam und ähgernd das Gotteshaus. Die Dächter vor dem Altar erschloßen. Selbst die Engelchen am Vorbau der Orgel lächelten bereits ein wenig schlummerfüchtig. Da ließ Bruckner noch einmal das volle Werk erbrausen und den Schlusssakkord unendlich lang verklängen.

Sonach schritt er einsam und wie ein Träumender hinaus und vor die Kirchensportle. Eine wundervolle Winternacht umfing ihn da. Die Luft war glasigklar, und am samtschwarzen Firmament funkelten unzählige Sterne. Angesichts des schimmernden Sternengewölbes schloß es sich wie eine Ahnung in des Meisters Herz und verdichtete sich zur Gemüthsheit. Jetzt erst verstand er voll und ganz die einladende Gebärde des heiligen Kindes! Er wußte plötzlich, daß er seine letzte Weihnacht in



„Stille Nacht, heilige Nacht“ Hellogravüre von Bruno Zwieser

St. Florian verlebte und seinen Abschied von der großen Orgel und der Heimat genommen hatte.

Run vermachte er sich im dritten Sah seiner „Neunten“ von allem Irdischen loszureinigen, von Erdeneseffeln freizumachen, bereit, die Himmelsleiter, die er in diesem Sah schon halb emporgestiegen, ganz zu erklimmen. Alles verank, was ihm die Erde als schönemoment gezeigt. Nur eines blieb: die Pflicht. Die heilige Verpflichtung, sein Lebenswerk, das ihm Gott auferteigte, ganz zu vollenden und seine „Neunte“ mit einem würdigen Finale zu bekrönen.

(Aus „Bruckner — Der Roman der Einsamkeit“ von L. G. Bachmann, Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn, Geb. 5,80 RM.)

Das Weihnachtsfest im Kranze seiner Sitten und Bräuche

Wie einst in der stillen heiligen Nacht der sich über Weichens Fluren wölbende Sternenhimmel plötzlich in lichten Glanz erstahlte, wie seltsame Gestalten von Stern zu Stern zu den . . . dorrenden Blumen einer nach der ewigen Wahrheit durftenden Menschheit herniedererschwebten, so ist auch heute wieder die Nacht der Weisheit, die Nacht des göttlichen Segens angebrochen, die uns emporweist zu der unerschöpflichen himmlischen Liebe, zu der majestätischen Unermeßlichkeit des ewigen Friedens . . .

Wie einst das Leuchten eines überirdischen Lichtstrahles das Düstler der dunkeln Nacht jäh zerrissen hat, so ist das Licht das Symbol des Weihnachtsfestes geblieben und spielt bei der Ausgestaltung des Festes eine große Rolle. Das Licht ist das Zeichen der hell strahlenden göttlichen Liebe, die der Menschheit nun erschienen ist. Als Kern des Festganzes und der Festfreude erstaltet nun wieder der Christbaum, dieser würdige dastende Baum aus dem deutschen Wald, der mit allerlei hübschen Dingen verziert und vor allem mit den geheimnisvoll knisternden und flimmernden Kerzen bestückt ist, der in Palästen und Gärten, in Gotteshäusern und auf freien Wägen seine Lichtgarben ausstrahlt.

Das Weihnachtsfest ist ein echt deutsches Familienfest. Bereits seit Wochen wird gebastelt und gewerkt, wird eingekauft und vorbereitet, um die Gaben für den Weihnachtlich zu beschaffen und auch teilweise selbst herzustellen, um die Weihnachtskrippe aufzubauen und herzurichten. Denn beim Weihnachtsfest soll auch die Christbesucherung nicht fehlen. Denn an diesem Feste der Liebe weih man sich gegenseitig mit Freuden und Erweisen, mit zarten Beweisen der Güte und Zuneigung kaum genug zu tun. Wie heute eine Weltverzweigt und über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus berühmte Spielwarenindustrie den Gabentisch der Kinder mit den köstlichsten Dingen auszustatten vermag, so pflegte man früher vielfach die noch bescheidenen Geschenke auf den Weihnachtsmärkten zu beschaffen. So zog zur Eröffnung des bekannten Berliner Weihnachtsmarktes der „Weihnachtsmann“ unter dem Jubel der ihn umringenden Kinder, durch das Brandenburger Tor die Linden entlang zum Lustgarten, wo er sich auch weiter noch für das Winterhilfswerk einsetzte.

Wie man an diesem Feste der Liebe und Freude in erster Linie der nächsten Verwandten und Bekannten gedenkt, so geht in manchen Gegenden unseres Vaterlandes ein alter Brauch über diesen begrenzten Kreis hinaus und zieht die Bedürftigen in die Freude des Gebens hinein. So wurde früher bei der Bescherung eine besondere Schüssel für die Armen, die „Gotteskübel“, aufgestellt oder es wurde von den besten Speifen des Festmahles ein Teil in die „Gotteskübel“ gelegt und den Armen überbracht; manchmal wurde auch ein Bedürftiger zum Mahle geladen und durch den Ehrenplatz an der Tafel ausgezeichnet. Abgesehen von solchen zum Teil noch erhaltenen Bräuchen gehört es zu einer wahren Begehung dieses Festes der Liebe, daß man die armen Volksgenossen

Die zahlreichen Weihnachtslieder und Weihnachtslegenden haben dem zum Dramatischen neigenden Mittelalter Anlaß und Motiv gegeben, dem Weihnachtsgedanken in Umzügen, in Weihnachts- und Krippenspielen sinnfälligen und plastischen Ausdruck zu verleihen und darin auch deutsches Gedankengut zu verweben. Denn das Volk vermag die Hellsichtigkeit im Spiel leichter zu erfassen und sucht sie auf solche plastische Weise mitzuerleben. Aus den Wehseleiden und Wehseleiden hatte sich unter gleichzeitigen Bewegungen und Handlungen die dramatische Szene herausgeholt. Auch die anfängliche Scheu vor der Heiligkeit des Gotteslobes und seiner hehren Mutter, die man nicht darzustellen wagte, wußte man mit der Zeit zu überwinden. Zudem man das Ernste mit dem Heiteren zu verbinden und lustige Jahrmachts- und Lärmzügen in das erbauliche Spiel einzubringen wußte, erzielte man einen eigenartigen und lebensvollen Volksstil. Der größte Teil dieser Weihnachtsspiele, mit denen weit noch die Dreihönigshandlung und das Herodespiel verbunden worden ist, ist im 11. Jahrhundert entstanden, der Zeit der großen religiösen Einkehr und Umkehr, in der man auch durch starke äußere Mittel die Gemüter aufzurichten suchte.

Von den alten Krippenspielen haben sich noch manche in Sachsen, Schlesien, Oesterreich und vor allem unter dem Auslandsdeutschtum erhalten. Mit den sogenannten „Christfahrten“, bei denen Knecht Ruprecht meist eine komische Gestalt ist, verbindet sich in Sachsen wie in Schlesien ein Christgeburtspiel, das in seiner weiteren Ausgestaltung „Engelschar“ genannt wird. Die Vereinkung von Christgeburtspiel und Dreihönigspiel heißt „Königschar“. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die „Kettenspiele“ sehr volkstümlich, in denen als Engel und Hirten verkleidete Kinder Weihnachtslieder absangen und um eine kleine Krippe herumtanzten. Im Westen unseres Vaterlandes hat sich besonders das Dreihönig- und Sternensingen bis in unsere Tage erhalten.

Auch die Weihnachtskrippe weist in sprechender Weise auf den religiösen Inhalt des Festes hin. Die heilige Stille der Weihnachtskrippe ist in Italien entstanden, als im Jahre 1223 St. Franziskus von Assisi mit Erlaubnis des Papstes mit diesem schönen Brauch begonnen und dadurch das Weihnachtsfest volkstümlich gemacht hat. Die Krippen werden in recht mühseliger Arbeit von all den Vätern und Schwestern meist selbst hergestellt. In der Heimat der Schnitzer, im Sächsischen und Erzgebirgischen, werden in oft jahrelanger Arbeit die sogenannten „Weihnachtsberge“ ausgebaut und in der Zeit von Weihnachten bis Epiphania aufgestellt. Während die kleinen in den Wohnungen die Zimmerdecken ausfüllen, können die großen „Bereinsberge“, die als Gemeinschaftserzeugnisse von Schnitzvereinigungen zu gelten haben, bei ihnen oft ganz gewaltigen Ausmaßen nur in größeren Räumen Unterkunft finden. Diese „Weihnachtsberge“ stellen nicht immer Weihnachtskrippen allein dar, sondern sind häufig umfangreiche Wiedergaben der heimatischen Gegend, in der aber doch meist der religiösen Einstellung des Schöpfers entsprechend eine Krippenszene an irgendeiner Stelle eingefügt ist.

Hat sich die heilige Nacht, die geheimnisvolle Nacht der Wunder, in der das Wunder aller Wunder, die Menschwerdung Christi, geschehen ist, herabgesehen, dann geht es wie ein verhaltenes Erwarten über die Menschen, die Natur scheint den Kiem anzuhalten. Nach einer uralten und auch heute noch teilweise geltenden Volkseinkunft steht die Sonne zur Winteranwendung eine Stunde still, es ruht die Zeit, und es weht der Hauch der Ewigkeit. Aus dem Meer der Zeiten steigt die längst vergessene Vergangenheit wieder auf, längst zerfallene Kirchen und Burgen erheben sich plötzlich wieder aus Schutt und Asche und mit ihnen all die Menschen schon verlungener Tage. So ist die uralte Sage von den Geisterkirchen und den Geisterburgen . . . Dann wandelt das Christkindlein selbst, wie es so sinnig eine alte Legende zu schildern weiß, über die Gefilde der Menschen dahin, alles mit seinen heilig-garten Händen segnend, Mensch und Bestier, Pflanze und Strauch. Um an diesen Segenskräften der heiligen Nacht teilzuhaben, pflegt man nach altem Brauch mancherorts Brot und Salz, auch Korn und Heu vor das Fenster zu stellen. Am Weihnachtsmorgen wird dann das Brot, das das vorüberziehende Christkind gesegnet hat, in der Familie verteilt, von dem gesegneten Salz wird der Rest in der Vorratskammer verwahrt. Korn und Heu bekommt schließlich das Vieh im Stall, damit auch alle etwas vom Segen dieser Nacht verspüren können.

Ein geheimnisvolles Leben und Weben durchzittert diese Nacht der Wunder, in der nach der Legende „Honig vom Himmel träufelt“, in der plötzlich die Blumen ihre Knospentüllen sprengen und die Bäume Früchte treiben. Die unverantwortliche Kreatur bekommt in der „Heiligen Stunde“ (d. h. von 12 bis 1 Uhr nachts) das ihr verkaufte Gut der Sprache; die Tiere beginnen auf einmal in ihren Ställen zu reden und vermögen sogar die Zukunft zu kündigen.

Es ist die Nacht der Wunder, die stille, heilige Nacht . . . Dr. W. R.



Kirchgang am Heiligen Abend Holzschnitt von Geo Tyroller

nicht vergißt, indem man entweder selbst in den Hütten der Bedürftigen den Christbaum entzündet oder sich wenigstens an den großen Hilfsvereinen, wie dem Winterhilfswerk des deutschen Volkes, nach seinem Können beteiligt.

Auch die Gräber der Lieben werden in manchen Gegenden in der heiligen Nacht mit Tannenzweigen, mit herzensgeschmückten Christbäumchen geschmückt, um so das Band der Liebe und der Sippegemeinschaft um die Abgestorbenen zu schlingen und auch sie an der reichen Gnadenfülle des Weihnachtsglückes teilhaben zu lassen. Schließlich noch ein kleines Gebet für die einsamen Schläfer weiß die dunkle Grabenacht zu leichter Freude zu erheben.

Die heilige Nacht hat sich mit ihrem geheimnisvollen Zauber herabgesehen. Wiederum erklängen angesichts des geheimnisvoll strahlenden Christbaumes die altvertrauten Volkslieder und die sinnigen Kirchenlieder, die schon vorher wochenlang in der erwartungsreichen Zeit des Adventes gesungen wurden, und vereinigen sich in der heiligen Nacht zu jubelnden Nachtakkorden und wissen in unseren Herzen die freundlich-schönen Erinnerungen zu wecken, die sich weiterspinnen durch die Jahre des Lebens hindurch, bis auch uns wie einstmal die Hirten auf dem Felde der hell leuchtende Stern der heiligen Nacht hinlöhrt zur Weihnachtskrippe. Der deutsche Weihnachtsgesang, der am volkstümlichsten und am weitesten verbreitet ist, ist die tiefinnerliche Weise des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht . . .“, das von dem Organisten Franz Gruber am 24. Dezember 1818 vertont und zum ersten Male am Abend dieses Tages in seiner ursprünglichen Gestalt von sechs Strophen in der Pfarrkirche St. Nicola in Oberndorf gesungen worden ist; das herrliche Lied ist allerdings erst im Jahre 1840 im Druck erschienen.

Ein uralter geistlicher Brauch war und ist das gemeinsame Abhängen von Weihnachtsliedern. So hat man im Jahre 1834 in der Nicolakirche zu Berlin das sogenannte „Quempas-Singen“ wieder eingeführt. Diese Bezeichnung ist aus den Anfangsworten des Liedes „Quempas-Heute laudavere“ entstanden. Wie in früherer Zeit üblich gewesen, haben sich auch in Berlin die jugendlichen Sänger ihre „Quempas-Heute“ selbst verfertigt und mit zehnerischem Schmuck versehen. Während des Singens halten sie brennende Kerzen in der Hand, deren Schutzhüllen die jungen Sänger mit Scherenschnittchen von Darstellungen aus der Weihnachtsgeschichte und Weihnachtssymbolen versehen haben.

Die schon seit dem 8. Jahrhundert übliche dreifache Opferfeier in der heiligen Nacht — die Christmette, das Hirtenamt und das durch den Prolog des Johannes-Evangeliums die Geburt Gottes aus dem Sohn feiernde Hochamt — geht weiter noch zurück auf den mitternächtlichen Gottesdienst, der in der Geburtskrippe von Bethleem abgehalten worden ist. Am heiligen Morgen zog man zum Gottesdienste in der Auferstehungskirche in Jerusalem und versammelten sich schließlich zuletzt noch in der Konstantinischen Basilika.